

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **27 (2020)**

Heft 301

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

<p>Lesen trotz Lockdown: Eine analoge Nachlese der Solothurner Literaturtage mit Texten von Nora Gomringer, Dragica Rajčić Holzner und Zsuzsanna Gahse.</p> <p>50</p>	<p>Ein persönlicher Nachruf auf den St.Galler Filmer Dennis Ledergerber, Regisseur von <i>Himmelfahrtskommando</i>. Von Sandro Zulian</p> <p>54</p>	<p>In der Warteschlaufe: Sandra Meier, die Leiterin des St.Galler Kinok, über das Pantoffelkinok und den Lockdown der Filmbranche. Von Corinne Riedener</p> <p>56</p>
<p>Vom Nicht-Theater zu neuen Formaten: Das Corona-Interview mit dem St.Galler Schauspielerektor Jonas Knecht. Von Peter Surber</p> <p>58</p>	<p>Der «happy somebody»: Larry Peter, Künstler und Wortspieler, wird zum Achtzigsten mit Buch und Ausstellung gefeiert. Von Richard Butz</p> <p>62</p>	<p>Sie malen weiter: Das Kunstmuseum Thurgau zeigt Werke von Rachel Lumsden, Almira Medaric, Heike Müller, Olga Titus und anderen. Von Kristin Schmidt</p> <p>63</p>
<p>Flecken auf der Blumenpracht: Vor 75 Jahren, nach Kriegsende kamen einstige KZ-Häftlinge zur Erholung auf die Insel Mainau. Ein Blick zurück. Von Urs Oskar Keller</p> <p>64</p>	<p>Der Schlüssel zur Kunst: Die Schule für Gestaltung startet mit neuem Konzept in den Studiengang Bildende Kunst. Von Sandra Cubranovic</p> <p>66</p>	<p>Kulturparcours: Theater über Rudolf Steiner, musikalische Duelle am Stoss, die Bilder ein Jahr nach dem Frauenstreik.</p> <p>67</p>

Lesen trotz Lockdown

Wie zahllose andere grosse und kleine Veranstaltungen traf Corona auch die Solothurner Literaturtage: Sie konnten in diesem Jahr nicht im normalen Rahmen durchgeführt werden. Dennoch gab es während der Auffahrtstage vom 21. bis 24. Mai Lese- und Hörstoff. Statt an der Aare wurde auf der Plattform literatur-online.ch gelesen, diskutiert und porträtiert.

Für das «Logbuch» der 42. Solothurner Literaturtage verfassten die eingeladenen Autorinnen und Autoren zahlreiche Beiträge, darunter auch neue oder bislang noch unveröffentlichte Texte. Eine Auswahl dieser Texte stellen die Literaturtage für eine «analoge Nachlese» den Kulturmagazinen der deutschsprachigen Schweiz zur Verfügung.

Saiten publiziert auf den folgenden Seiten die «Logbuch»-Beiträge von Nora Gomringer, Dragica Rajčić Holzner und Zsuzsanna Gahse. Bereits zum Datum des Festivals erschienen zudem online auf saiten.ch weitere Texte.

Das «Logbuch» ist weiterhin nachzulesen auf literatur-online.ch.

Die einen und die anderen. Gehässigkeiten sind längst ein Thema, mit und ohne Schlagbaum, wobei die Feindbilder mutieren, ähnlich wie die Viren. (Zsuzsanna Gahse)



Solothurn liest 2020 nur digital (Bild: Solothurner Literaturtage)

Das kollektive Stillhalten der Füße leert die Strassen.
 Die Kommentarspalten füllen sich mit Erstaunen über Brot, Vogelsang,
 Nachbarsgüte, das Seufzen über Kinder
 und alle wollen sich merken, was sie derzeit, nein,
 genau jetzt,
 fühlen, um in der Zukunft bessere Menschen,
 bessere Eltern und Arbeiter zu sein.
 Der Planet soll spüren, dass wir wieder willens sind,
 eine Schicht aus – mindestens – guten Absichten um ihn zu krusten.

Oh, diese Angst. Diese stille, präsente Angst.

Wir sind Verzögerer von Natur, sind späte Retter und weithin Verschlepper.
 Nun diese Phase der *stasis vera*. Sie lässt uns das Fernmündliche
 und nimmt den Kuss, das Küssen, Lecken,
 die Frikative, das Plosive und die Spucke.
 Wir ahnten, dass wir einander durch Nähe auch verrieten,
 folterten und töteten. Die Scheidungszahlen rechneten es vor.
 Doch dass wir absichtslos des anderen Vergiftung sind, wer,
 wirklich! wer
 hätte es geahnt. Denn die Ahnung ist Sache aller Tiere,
 ist Beunruhigung im Sinn des Hundes, bevor ein Beben
 seinen Herren gefährdet, ist vor dem Sturm der Rückzug
 der Insekten und ist vor der Mitternacht das Fauchen grauer Katzen.

Oh, diese Angst. Diese stille, präsente Angst.

Poetisch, ungerecht ist, dass Kinder Alte und Sänger Schweigende gefährden.
 Denn wer einander braucht, wird voneinander abgetrennt
 mit der Strenge neuer Kommandanten.
 Der Pantomime in der Strasse wird als der geduldete Typus Artist
 am letztmöglichen Auftrittsort verbleiben. Der Leierkastenmann darf kurbeln,
 aber nicht mehr sprechen, was seinen Akt ad absurdum und
 klar vor Ohren führt: Er leiert.
 Musik aus Ferne wie körperliche Liebe ist in Zukunft
 mehr denn je
 die Sache der menschlichen Erfindung und damit
 von Geistern, die man zwischenzeitlich rief, und
 nicht mehr weiss, wie zu entlassen.

Oh, diese Angst. Diese stille, präsente Angst.

Ob ich die Eltern, ob ich die Neffen,
 ob der ersehnte Urlaub, ob das entgangene Geschäft,
 ob die geübten Rituale, ob die Momente, angereichert mit Berührung,
 ob die Natur, ob wir einander, ob die Zeit,
 ob Herz und Hände, ob neue Werte oder alte,
 ob Freiheit, ob neue Definition, ob du mich,
 ob ich dich, ob Angst, ob am Ende der Zeit,
 ob wir doch und ob wir endlich,
 ob wir mutig oder ob wir feig,
 ob ich je wieder lese zu den Bedingungen vor unserer Krönung?
 Alle Fragen bleiben ungefärbt im Ansatz, das Grau wächst sich
 von der Wurzel aus.
 Das kollektive Stillhalten der Füße
 sorgt für Verstumung der Gedanken und so wissen wir bestätigt:
 An unsere Fersen ist seit Jahr und Tag geheftet – unsichtbar selbst für die Gedehntesten –
 summend-sehnsüchtiges Gefühl und auch die Peristaltik braucht den Gang ums Haus,
 um nicht vom Glauben an Bewegung – auch des Herzens – abzufallen.

Mena, eine Frau in den Vierzigern sucht Asyl in der Schweiz.

Sie fällt nach kurzer Eingewöhnungszeit eines Abends tot um. Hier beginnt die lange Nacht der Totenwache. Das Exilheim als letzte Ruhestätte kommt auch nicht in Frage.

Es regnet auch Jahre später auf die Bäume hinter dem Fenster des Exilheims nach dieser Nacht, wo Mena endlich ihren Platz im Wartesaal der Ewigkeit gefunden hat. Es wurden Eilbriefe gefaxt, die Frau so schnell wie möglich zu beerdigen in Janjevo, ihrem Heimatdorf. So steht's in den Papieren, aber der Beamte schrieb Vanevo und der gefaxte Brief ging wegen des Krieges auf dem halben Weg verloren.

Die herzstille Frau kann doch nicht ewig auf Kosten der Gemeinde auf deren Boden leblos verweilen. Es ist einzusehen, schreibt auch der Exilheimleiter in ungelenktem Amtsdeutsch, *es ist einzusehen, dass so ein besonderer Fall von Extremfall im Ausnahmefall, wo sich deckt mit dem von uns nicht beeinflussbaren Krieg in Ex-Jugoslawien – verdammtes Land wenn ich so sagen darf – der Asylanträgerin, dass es im Sinne unseres Auftrags zur Beherbergung von solchen, vorübergehend bedürftigen Kriegsflüchtlingen auch – ich betone: auch – im humanitären Sinne sollten wir die Frau nach ihren Bräuchen vielleicht mit Erlaubnis des Gemeinderates auf unserem Friedhof beherbergen. Solche Abklärungen brauchen eine gewisse Zeit, und nach dem Bräuchen des Landes und der obligatorischen Nachtwache wird sich der Gemeinderat damit befassen und spätestens an der nächsten ausserordentlichen Sitzung den Bescheid geben, ob und wie lange die Überreste dieser Frau bei uns bleiben.*

Freundlichen Gruss und hochachtungsvoll

Felix Helbling

Dann drückte der Leiter des Exilheims die Taste Enter, auf der ein Pfeil wie ein Arm im zerbrochenen Zustand, genau wie der Arm von Tito auf dem Foto mit dem Hund, und die ganzen Buchstaben verschwanden. Und der Leiter entschloss sich, den Oberleiter des Kantons zu konsultieren, bevor man dem Bund so etwas meldet und vor allem muss eine geeignete Form gefunden werden, förmlich und sachlich das Problem anzugehen, schliesslich wird sich der Heimleiter nicht unnötig der Fehlerhaftigkeit aussetzen und vielleicht wegen des einen oder anderen unbewussten Ausrutschers wieder zurück zur seinem gelernten Beruf Koch in der Militärkantine finden.

Die sechzig Watt Lampe ist zu schwach für ein ganzes Foyer, aber Ersatzlampen sind unter Verschluss, es wird alles geklaut was nicht niet- und nagelfest ist. Die Mena hat die Sachen immer zurückgebracht. Sogar die leeren Teebeutel brachte sie zum Kompostieren wieder in die Küche zurück.

Ich verlösche – wie kann man das sagen, nachdem man schon tausendmal verlöscht ist und weiterlebte?

Man kann es nicht sagen. Es ist eine Frage des Augenblicks, das Meisterwünschte tritt ein, ein Herztod, fertig ist die Angelegenheit auch von dem, was noch zu tun wäre.

Die Zimmer ohne Garten suchen die Zukunft mit Deutsch, der unbekannte Himmel, welcher immer nieder kommt und die Natur, welche sich unter dem Schnee versteckt. Die Bilder des Verschwindens des Lebens.

An dem Ort des Todes immer wieder die Kugel, welche den Rücken trifft, statt sich zu verirren und sein Gesicht fällt zu Boden und bleibt mit halboffenem Mund liegen, aus welchem, wie im schon gesehenen Film, jetzt aber richtiges Blut rinnt. Das Blut, welches in ihm war. In seinem Mund und in seinen Augen. Das Blut, welches seinen Wörtern Antrieb gab, und wenn ich sie hier sage, werden sie zu nichts, im Kopf eingeschlossen seine Stimme, gab Wärme – und augenblicklich rückwärts gehen, immer weiter, weiter, aber hier bleiben mit Hautallergie, Psoriasis zur Heilung und mit blauen Venen an den Beinen und mit einem Hirn, welches seinen Inhalt ausschütteln möchte. Die Bepanthen-Creme gab kurz Milderung von dem Schmerz und die Hoffnung wuchs in unermessliche Höhen über die Bäume, natürlich.

Dragica Rajčić Holzner, geboren 1959 in Kroatien, lebt seit 1978 in der Schweiz, wo sie anfang, auf Deutsch zu schreiben, bevor sie nach Kroatien zurückzog und eine Zeitung gründete. 1991 floh sie wegen der Jugoslawienkriege erneut in die Schweiz. Sie lebt in Zürich und Innsbruck. Zuletzt erschien ihr Roman *Glück* (Verlag Der Gesunde Menschenversand 2019, Fr. 27.90, besprochen im Märzheft 2020 von Saiten).

Im Augenblick stehen im Saarland westlich der geschlossenen Grenze die Franzosen, östlich die Deutschen. Eine gute Weile flanierten sie zwischen den beiden Ländern hin und her, und ich kannte einen jungen Mann, meinen Sohn, der sich in seiner Studienzeit in Saarbrücken in einen Halbfranzosen verwandelt hatte. Aber mit einem Mal gibt es nur noch ein Hier und Dort, und die gegenseitigen Anfeindungen sind kaum zu fassen.

Ich könnte ähnliche Situationen an anderen Grenzen nennen, mehr ähnliche als freundliche. Das Saarland fällt mir wegen manchen sonnigen Erinnerungen als erstes Beispiel ein, wobei ich mir nicht sicher bin, ob die gehässigen Grenzgeschichten erst mit dem neuen Virus begonnen haben. Hüben und drüben funktioniert auch ohne Schlagbaum.

Manche sind drüben völlig durcheinander, von ihren Ansichten her haben sie nichts mit uns zu tun. Mit uns! Wir sind ein Team, und Team ist bislang ein positives Wort, folglich haben wir Recht, im Gegensatz zu ihnen.

Diese unsere Gruppe haben wir ordentlich durchgezählt, die nicht Willkommenen ebenfalls. Ohnehin sind im Augenblick Zahlen entscheidend, das Zählen überhaupt (das erzähle ich zu Recht). Beispielsweise wird auch das jeweilige Lebensalter zahlenmäßig erfasst.

Erstens gibt es die Kleinen unter sechs Jahren, zweitens die etwas Älteren, die imstande sind, Abstand zu wahren und sich zu benehmen, dann geht das genaue Checken und Auseinanderdividieren jahrzehnteweise weiter, bis man mit dem Alter bei den Alten angelangt ist, und auch wer zu ihnen gehört, wird mit unumstößlichen Zahlen definiert.

Die achtzigjährige sportlich schlanke Mara in Winterthur wirkt wesentlich jünger und wirkt gerne jünger, Recht hat sie, nur hat sie jetzt nichts davon. Mit einem Mal ist sie eindeutig alt. Am Telefon sprach sie von *Othering*. Neues Wort, neues Glück, sagte sie. Erst war es eine Art Pflicht, jung zu bleiben, gesund zu bleiben, jetzt werde sie ihre Turnschuhe zum Fenster hinauswerfen, die nützen nichts mehr. Plötzlich sei sie eine Geanderte, das sei eine Ge-Änderung, das Othering eben.

Ich könnte auch jüngere Alte nennen als Mara. Sie jedenfalls hat ihren Witz nicht verloren. Sie sagte, lesen dürfe sie noch, und lachend zitierte sie die bekannte Verlagswerbung: Wer liest, weiss mehr.

Ein verwegener Satz, trickreich. Will einem sagen, will im schlimmsten Fall sagen, dass man auch etwas Beliebigeres lesen könnte. Sicher ist das gut für den Absatz.

Es gibt Unterhaltungsromane und deren Gegner. Es gibt Unterweisungs-Publikationen, denen Ablehnende gegenüberstehen, und es gibt Schreibende, die Tschechow lieben oder Christa Wolf, Roland Barthes, Peter Bichsel oder Calvino. Sie haben ihre Antennen unterschiedlich ausgerichtet, so dass man unter ihnen nicht von einem absoluten Wir-Gefühl ausgehen kann. Aber immerhin haben Schreibende meist Dialogpartner im Hinterkopf, sie setzen sich mit Autoren auseinander, meist mit mehreren, Literatur ist ein grosses Gespräch, und das wäre eine schöne Kernaussage.

Aber (aber, aber) die Antennenleute haben ihrerseits jeweils Anhänger, die von sich aus Gruppen bilden und sich gegenseitig keineswegs hold sind. Und übrigens ergibt sich noch die Frage, wer überhaupt welchen Autor kennt. Wer kennt wen von denen, die heute schreiben. Oder wer kennt Nathalie Sarraute? Wer hat Angst vor Virginia Woolf?

Ich könnte auch andere Autoren nennen.

Die einen und die anderen. Gehässigkeiten sind längst ein Thema, mit und ohne Schlagbaum, wobei die Feindbilder mutieren, ähnlich wie die Viren.

Die Wörter mutieren ebenfalls. Team könnte durchaus in Verruf geraten, kentern, den eigenen Sinn umkehren. Hingegen ist mir die Beliebtheit von genau schon vor der Coronazeit aufgefallen, jetzt höre ich das Wort täglich. Wann genau? Wie viele genau? Um wen genau geht es. Wie genau? Wer genau entscheidet. Oder wer entscheidet genau. (Oft sitzt das Wort an einer falschen Satzstelle, armes Wort, genau an der falschen Stelle!)

Jetzt geht es um Zahlen, die ganze Zeit geht es um Zahlen, die spielen aber eine Genauigkeit nur vor, so dass am Ende ein Ungefähr übrigbleibt. Daher wohl das ständige Flehen um die Genauigkeit.

Ich wollte noch das Wort Deglobalisierung einbringen. Das hat nicht geklappt.

Diese Seite stand nicht für die Digitalisierung zur Verfügung.

Cette page n'était pas disponible pour la numérisation.

This page was not available for digitisation.



Szene aus *Himmelfahrtskommando* (Bild: pd)

und ich muss mir wieder Arbeit suchen.» Mit «Arbeit» meinte er jedoch keineswegs den nächsten Spielfilm. Das war für ihn die Berufung. Arbeit meinte bei Ledergerber, wieder Werbung drehen zu «müssen». Das tat er bei weitem nicht so gerne wie Drehbücher schreiben, Storyboards erstellen, brainstormen und schliesslich auf dem Set seine eigene Magie entfalten. Doch die Werbung zahlte gut, und so war er gezwungen, einige Zeit den Hof-Filmer grosser Versicherungen, Supermarkt-Ketten oder Mobilfunkanbieter zu geben.

Obwohl er am liebsten jeden Tag Spielfilme gedreht hätte, litt die Qualität bei den Werbungen nie. Die Perfektion war Ledergerbers ganz grosse Qualität. «Halbheiten duldet der Rorschacherberger nicht», las man bereits in einem anderen Nachruf. Bestes Beispiel ist sein neuestes Werk. *Das Mädchen im Schnee* ist ein Kurzfilm, in dem es um einen perfektionistischen Hörspiel-Produzenten geht. Anfangs wirkt er wie ein kauziger Mann, der sich aufs Alter ein bisschen zu fest auf Töne und Geräusche versteift hat. Doch bald driftet das Werk ins Düstere, ins sehr Düstere ab. (vimeo.com/225212716)

Dennis und die Perfektion

Oftmals durfte ich ihm bei einem seiner Musikvideos mit einer Sprechrolle assistieren. «Ja, das sind nur drei bis vier Sätze, das sollten wir schnell haben», sagte er am Telefon. Doch seine Kreativität und sein Hang, eine wirklich perfekte Aufnahme hinzukriegen, war derart ansteckend, dass wir uns drei Stunden lang in seinem Büro (dort durfte man rauchen) verschanzten und schliesslich mit geröteten Augen sagen konnten: «Jetzt passts.»

Ledergerber war ein Perfektionist, aber kein Kritik-Verweigerer. «Oder was meinst du?», hörte man bei ihm mindestens genau so oft wie: «Nein, da müssen wir nochmals drüber.» Doch nicht nur professionell, auch privat hatte Ledergerber etwas Spezielles an sich, das sich nicht genau definieren lässt. Einen Charme, der einen einlullt, ein raues, kehliges Lachen und eine unübertroffene Herzlichkeit. Trifft man Dennis Ledergerber, freut man sich auf Dennis Ledergerber, nicht auf das Bier, das auch dort steht.

Dennis und die Geselligkeit

«Dennis hat immer mit seinem ganzen Körper geredet», sagte sein Bruder Daniel an der Beerdigung auf dem Friedhof in Rorschacherberg. Das stimmt. An einem Fest zur Fertigstellung eines Spielfilms, in dem ich mitspielte und Ledergerber dem Regisseur assistierte, passierte etwas Einschneidendes. Einmal mehr gestikulierte er wild in alle Richtungen, als er eine seiner Geschichten erzählte. Dabei merkte er nicht, wie ich mit angesetzter Flasche direkt hinter ihm stand. Mit voller Wucht schlug er mir das Gefäss ins Gesicht. Das Fazit dieses Abends: zwei neue Zähne, unzählige Arztbesuche, mindestens 1000 Entschuldigungen von ihm und eine Geschichte fürs Leben.

Seine verschmitzte Art, die Witze, die Sprüche und die Freude, die er ausstrahlte, waren das Zugpferd fast jeder Party, die ich mit ihm besuchen durfte. Er war stets präsent und – falls es sich um seine eigene Einladung handeln sollte – ein fast schon vollkommener Gastgeber. «Feste feiern mit Dennis» – hätte er das als Marke eingetragen, er hätte wohl auch damit Erfolg gehabt. So war er auch bei einem seiner weiteren Steckenpferde, dem Grillieren, immer auf Qualität bedacht. Ich habe bis dato nie bessere BBQ-Rippchen gegessen als auf seinem Balkon in der St.Galler Innenstadt.

Ledergerbers Passion schlug sich nicht nur in seinen Filmen nieder, sondern auch im Zwischenmenschlichen. Private Probleme, und seien sie noch so komplex oder von der Gesellschaft tabuisiert, bei Dennis durfte man sie ansprechen. Er hörte zu, machte sich Gedanken, gab Ratschläge. Kaum waren die ernstesten Themen beredet, konzentrierte man sich wieder aufs Lachen.

Dass dieses nun fürs Erste verschwunden ist, ist mehr als nur verständlich. Doch es wird wieder zurückkommen. Er würde bestimmt wollen, dass wir wieder lachen, Musik machen, grillieren und gutes Essen essen.

Ich werde diesen Mann, diesen guten Freund, diesen unglaublich talentierten und herzswarmen Menschen immer in meinem Herzen tragen – und dank den neuen Zähnen natürlich auch in meinem Mund.

«Wir sitzen in der Warteschlaufe»

Warum die Kultur ebenso systemrelevant ist wie andere Dinge der gesellschaftlichen Grundversorgung, wie man plant in Zeiten ohne Sicherheit und was die grossen Filmfestivals für die Branche bedeuten: Kinok-Leiterin Sandra Meier im Gespräch. Von Corinne Riedener (Interview) und Hannes Thalmann (Bild)



Sandra Meier

Das Kinok hat ein Rekordjahr hinter sich. Mitte März musstet ihr, wie alle anderen Kulturinstitutionen auch, schliessen. Wie viel ist von diesem Polster noch übrig?

Sandra Meier: Zum Glück hatten wir 2019 ein gutes Jahr. Wir haben ein Polster, darüber bin ich angesichts dieser Krise sehr froh. Mittlerweile hat das Kinok 22 Voll- und Teilzeitangestellte. Die Rücklagen sind wichtig, da wir keine Ahnung haben, wie es weitergeht: Können wir künftig wieder jeden zweiten Sitz frei lassen wie vor dem Lockdown, oder werden es in Zukunft zwei Meter sein? Wenn ja, würden wir nicht einmal mehr 30 Leute in den Saal bringen, das wäre verheerend. Im Moment ist alles sehr kompliziert; wir werden erst am 27. Mai mehr Klarheit haben, unter welchen Voraussetzungen das Kino weiterbetrieben werden kann. Und Corona wird uns wahrscheinlich noch lange beschäftigen.

Könnt ihr den Schaden schon ungefähr beziffern?

Es waren über 100'000 Franken in den vergangenen zwei Monaten. Dank unserer Rücklagen und der Hilfeleistung der Kurzarbeit ist der Schaden im Moment noch nicht existenzbedrohend, aber wir wissen wie gesagt noch nicht, wie das alles weitergeht. Im Gegensatz zu vielen anderen sind wir aber in einer komfortablen Situation, da die Lokremise ein wichtiger Kulturort ist für die Stadt und die Region. Sowohl die Stadt als auch der Kanton haben ein Interesse daran, dass dieser Ort bestehen bleibt. Ich bin darum guter Dinge, dass wir das schaffen.

Die Kulturszene trifft es trotzdem am härtesten.

Natürlich. «Kultur» besteht ja gerade darin, dass

man zusammenkommt, sich gemeinsam etwas anschaut und gemeinsam an etwas teilnimmt. Das gehört zur Essenz. Wir wollen das kulturelle Leben nicht einfach bis in den Herbst oder noch länger suspendieren, Kultur ist genauso systemrelevant und wichtig wie andere Branchen. Wir wollen Filme zeigen, unseren Saal für das Publikum öffnen und werden alles tun, damit unsere Gäste und Angestellten sicher sind.

Ihr habt während des Lockdowns die Lüftung revidiert. Was habt ihr in den letzten zwei Monaten sonst noch gemacht?

In der ganzen Lokremise wurden die Lüftungen überprüft und die Filter gewechselt. Im Kinok wurden diverse Wartungsarbeiten gemacht, für die wir in normalen Zeiten hätten schliessen müssen, unter anderem haben wir ein Projektionsfenster vergrössert und einiges frisch gestrichen. Ausserdem haben wir uns jede Woche getroffen und diverse Szenarien durchgespielt. Unser Aprilprogramm ist kurz vor Drucklegung zusammengebrochen, da wegen Corona plötzlich Filmstarts verschoben wurden. Danach kam gleich der Lockdown. Die Kinowelt ist international vernetzt. Wenn die Deutschlandpremiere eines deutschen Films verschoben wird, hat das Konsequenzen für den Filmstart in der Schweiz. Alle Premierenfilme müssen wieder neu initiiert und beworben werden; die ganze Branche musste sich neu positionieren. Wir waren und sind mit den Verleihern und anderen Kinos permanent in Kontakt.

Über den cineastischen Röstigraben hinweg?

Wir sind in engem Austausch mit allen Sprachregionen. Und ja, es gibt durchaus Differenzen

zwischen der französischsprachigen und der deutschsprachigen Schweiz. In unserer Region stehen bereits wieder viele Arthouse-Filme zur Verfügung, in der Romandie noch kaum. Frankreich wurde vom Corona-Virus viel schwerer getroffen als die deutschsprachigen Länder, und die Westschweiz ist stark von Frankreich abhängig.

Kann man so überhaupt programmieren?

Es ist nicht leicht, da wir keine Planungssicherheit haben. Da wir nicht wissen, wie viele Leute wir künftig im Kinosaal empfangen dürfen, können wir nicht mit einem allzu teuren Programm starten. Die Reprisen-Programme sind aufgrund der Filmrechte und der Filmkopien sehr kostspielig. Unsere Programmstruktur ist zudem sehr kompliziert, da wir unseren einen Kinosaal wie ein Mehrraumkino bespielen. Wenn ein oder zwei Filme wegfallen, bricht auch der Rest unseres Programms zusammen bzw. müssen dann alle Filmeinsätze wieder neu geplant werden.

Im Lockdown habt ihr das Pantoffel-Kinok ins Leben gerufen, wo man online Filme streamen konnte. Wie war da die Erfahrung?

Die Idee war, das Kino zu den Leuten bringen, wenn sie schon nicht zu uns kommen konnten. Zudem wollten wir auf Schweizer Streamingplattformen aufmerksam machen, die ähnlich wie unser Programm kuratiert sind. Das war eine schöne Kooperation. Auf lange Sicht kann das aber nicht die Lösung sein, denn die Streamingplattformen können das Kino nicht ersetzen, höchstens ergänzen. Auch zahlenmässig: «Im» Pantoffel-Kinok war nur ein Bruchteil des Publikums, das wir sonst im Saal haben.

Was bedeutet diese Zäsur fürs Filmschaffen? Gibt es eine Prä- und eine Post-Corona-Ära?

Schwer zu sagen. Im amerikanischen Mainstream-Kino ist der Katastrophenfilm ja ein beliebtes Genre, da gab es schon viele Viren- und Pandemiefilme und da werden auch weitere folgen. Das Autorenkino wird ebenfalls darauf reagieren, aber subtiler. Film ist ein langsames und aufwändiges Medium, vom Drehbuch zu Finanzierung und Produktion dauert es Jahre. Im Moment spielt Corona insofern eine konkrete Rolle, dass viele Dreharbeiten abgebrochen werden mussten. So beispielsweise auch die Dreharbeiten von Michael Steiners neuem Film Und morgen seid ihr tot, zu dem der St.Galler Autor und Kinok-Vorstandsmitglied Urs Bühler das Drehbuch geschrieben hat. Das zieht viele Probleme nach sich, nur schon die Frage, wie man unter Corona arbeiten kann. Bei einem Filmdreh kann man keinen Zweimeterabstand einhalten.

Auch die grossen Filmfestivals, die jetzt eigentlich Saison hätten, wurden abgesagt. Wie schlimm ist das für die Branche?

Für den Markt ist das ein schwerer Schlag. Grosse Festivals wie zum Beispiel Cannes sind nicht nur Publikumsfestivals, sondern auch wichtige Filmmärkte, wo Filme ge- und verkauft

werden. An Festivals trifft sich die Branche, informiert und vernetzt sich. Da Cannes dieses Jahr nicht stattfinden kann, bietet das Zurich Film Festival erst- und wahrscheinlich einmalig einen Filmmarkt an. Festivals sind nicht aber nur für die Branche, sondern auch für das Publikum sehr wichtig, denn an Festivals lassen sich die Leute oft auf Filme ein, für die sie sonst nicht ins Kino gingen – weil sie dem Alltag enthoben und offener für Neues sind. Abgesehen davon: Festivals, Kino und Kultur sind immer auch ein Fest! Man geht bewusst für etwas irgendwo hin, lässt den Alltag zurück und lässt sich auf etwas ein. Momentan ist das alles unmöglich.

Was macht die Krise mit den kommerziellen Kinos? Werden nur die grossen Multiplexe ausserhalb der Stadt überleben?

Ich hoffe nicht! Gerade bei den Jungen gehören die kommerziellen Kinos zu den wichtigsten Ausgangsmöglichkeiten. Das Kino ist der Klassiker beim ersten Date. Die Zentralisierung wird sicher weiter zunehmen, Einzelsäle waren auch vor Corona kaum zu finanzieren. Ich hoffe sehr, dass die Stadtkinos – und auch alle anderen Kulturplayer – gut durch diese Krise kommen, denn sie spielen eine enorm wichtige Rolle für die Belebung der Innenstädte. Ein weiteres Kinosterben würde die Innenstädte total veröden. Das gilt auch für die Beizen und anderen Kulturorte.

Wie steht es um euer Openair-Sommerkino, das ihr jedes Jahr veranstaltet?

Auch dieses Problem konnten wir noch nicht lösen, da wir nicht wissen, wie lange und in welchem Mass das Versammlungsverbot bestehen wird. Wenn vorerst nur Veranstaltungen für 50 Leute zugelassen sind, wissen wir noch nicht, ob wir unser Openair veranstalten werden, weil es so aufwendig ist und wir die Kosten kaum einspielen können. Auch da müssen wir den 27. Mai abwarten.

Zum Schluss: Was wünschst du der Kultur für die nächste Zeit?

Die Schweizer Städte haben eine Fülle an grossartigen kulturellen Einrichtungen. Das zeichnet dieses Land aus. Ich hoffe sehr, dass diese Fülle erhalten bleibt und man Möglichkeiten findet, dieses reichhaltige kulturelle Angebot zu bewahren, ohne dass sich der Kampf um die Gelder verschärft. Die Schweizer Politik hat mit ihren schnellen finanziellen Hilfeleistungen vorbildlich reagiert. Es braucht aber auch die Bevölkerung, die sich bewusst ist, was sie an der Kultur hat und sich ebenfalls für deren Erhalt einsetzt. Mein Wunsch ist, dass die Kultur als genauso relevant eingestuft wird wie andere Dinge der gesellschaftlichen Grundversorgung. Sie ist der Kitt unserer Gesellschaft: Kultur stellt Öffentlichkeit her, schafft Orte der Reflexion, des Austauschs und der Sinnstiftung. Das dürfen wir nicht verlieren, da darf es keinen Kahlschlag geben.

«Wir müssen uns neue Formen überlegen, wenn wir nicht aussterben wollen»

Die Grenzen des Streamings, die Suche nach pandemietauglichen Formaten und warum das Theater jetzt Demokratie und Solidarität zum Thema machen muss: der St.Galler Schauspielregisseur Jonas Knecht über Nicht-Theater in Coronazeiten. Von Peter Surber (Interview) und Hannes Thalmann (Bild)

In den Büros der Theaterleitung herrscht Betrieb. Gerade wird eines der Hörspiele bearbeitet, die das Ensemble aufgenommen hat und die auf der Website des Theaters online gestellt werden. Hörspiele böten dem Publikum ein Stück Kopftheater, wird Jonas Knecht später im Interview sagen – inspirierend, aber halt doch nur eine Ersatzhandlung für das leibhaftige Theater, das wegen Corona nicht gespielt und nicht geprobt werden kann. An der Wand, noch nicht publik, der handgeschriebene Spielplan für die Spielzeit 2020/21, einer von vielen, sagt der Schauspielregisseur, die ständig wieder über den Haufen geworfen werden zur Stunde.

Das Gespräch findet Mitte Mai statt, gerade hat das Theater die Festspiele abgesagt, gerade lockert Österreich sein Veranstaltungsverbot, vielleicht ist einiges schon wieder überholt bis Ende Monat. Die Terrasse an der Museumsstrasse: ein lauschiger Ort, mitten in der Stadt und zugleich mitten im Grünen. Der Blick auf das in die Höhe wachsende Theaterprovisorium vor der Tonhalle ist von Bäumen verstellt. Dafür ragt geradeaus die Betonwand des Theaters auf. Hier hätte jetzt im Mai und Juni die Schlussproduktion vor der Renovation des Baus stattfinden sollen. *Letschi Rundi* war das Stück betitelt, der Text von Julie Paucker stand.

Saiten: Was hat das Publikum auf dieser «Letschten Rundi» verpasst, die nicht gespielt werden kann?

Jonas Knecht: Es wäre ein Rundgang durch die diversen Räume gewesen, eine Wiederbegegnung mit den Theatergeistern, die in all den Jahren hier gespuht haben, und mit Texten, die auf unser Ensemble zugeschnitten waren. Eine Hommage an dieses Haus und seine 52-jährige Geschichte sozusagen. Es reut mich sehr, dass das jetzt nicht möglich ist. Ich liebe dieses Haus heiss, und eine Verabschiedung, bevor es in den Dornröschenschlaf fällt, wäre schön gewesen.

Und die anderen Ausfälle?

Es gibt Dinge, die besonders schmerzen. Mit der St.Galler Produktion *Verminte Seelen* wären wir zum Heidelberger Stückemarkt eingeladen gewesen. Meine Berner Inszenierung des Camenisch-Stücks *Der letzte Schnee* war zum Schweizer Theatertreffen eingeladen. Am Wiener Volkstheater

hatten wir einen super Probenstart zu *Godot*, dann wurde die Produktion gecancelled. Und auch das Theaterspektakel Zürich ist abgesagt worden, wo wir ebenfalls mit *Verminte Seelen* gastiert hätten. Das klingt vielleicht seltsam, aber: Wir hätten ein paar überregionale Früchte unseres Schaffens ernten können in den letzten und den nächsten Monaten. Und diese Früchte sind jetzt alle vom Coronavirus befallen. Das tut ziemlich weh. Einerseits muss ich sagen: Das sind Luxusprobleme. Aber andererseits ist es nun mal unsere Welt und in dieser steckt sehr viel Herzblut drin.

Und diese Welt ist «knocked out».

Ja. Wir können überhaupt nicht planen. Wir halten immer wieder Planungssitzungen ab und sagen: So – was wäre, wenn ...? Und nach kurzer Zeit merken wir: Es gibt zu viele Unbekannte. Es ist eine krasse Situation, mit der ich nicht so gut umgehen kann.

Corona hat viele Experimente mit digitalen Formaten angeregt. Streaming zum Beispiel – umstritten, aber es hat zumindest den Vorteil: Kaum je sonst hat man die Chance, Schauspielerinnen und Schauspieler oder auch Musiker von so nahe zu sehen.

Klar, es gibt Vorzüge, und es kam auch eine Reihe von Briefen aus dem Publikum mit der Forderung: Stellt doch Inszenierungsmitschnitte aufs Netz! Dazu sage ich ganz klar Nein. Wenn wir Mitschnitte in «Arte»-Qualität hätten, die über «abgefilmtes Theater» hinausgehen: dann ja. Aber die Gelder zur Realisierung solcher Aufnahmen während des normalen Spielbetriebs hat St.Gallen nicht. Dafür haben wir kleine Onlineformate wie «Künstler im Homeoffice» schnell auf die Beine gestellt, das hatte den Charme des Unfertigen und war teils sehr schön. Dahinter kann ich stehen, aber es ist sehr privat und hat nicht viel mit Theater zu tun. Am Volkstheater Wien hatten wir diskutiert, ob wir *Warten auf Godot* am Computer inszenieren sollen, mit vier Zoom-Fenstern.

Eine spannende Vorstellung ...

... aber dann kann man das Stück auch gleich lesen. Oder sich anhören – und das ist eine Idee, die wir jetzt in St.Gallen realisieren, mit der Reihe «Vorhang zu, Ohren auf». Solche Hörspiele können wir qualitativ hochstehend produzieren, und das ist für mich zentral: Die Qualitätsansprüche wollen wir nicht herunterschrauben. Handykameras und -mikrofone, das taugt nicht, das interessiert mich nicht. Wir halten bei den Aufnahmen alle Schutzmassnahmen ein, die Schauspieler haben Spass daran, und dem Publikum eröffnen wir damit eine Art Kopftheater. Da ist



Jonas Knecht

ein Mehrwert drin. Aber klar: Es fehlt das gemeinsame Hören und Schauen.

Das ist ja vermutlich der entscheidende Punkt: das Live-Erlebnis. Theater ist quasi eine Schicksalsgemeinschaft zwischen Publikum und Spielenden, Abend für Abend.

Der Live-Aspekt hat etwas Altertümliches, Konservatives. Und genau das ist das Wunderbare am Theater: dieses analoge, gemeinsame Erlebnis in einem Raum. Man kann nicht einfach weggehen. Bei Online-Formaten schauen anfangs viele hin, aber klicken sich nach wenigen Minuten weg. Und das gemeinschaftliche Erlebnis können sie nicht ersetzen. «Schicksalsgemeinschaft» ist ein schönes Wort dafür.

Gibt es neben dem Streaming, das man nicht will, und dem kollektiven Live-Erlebnis, das man nicht haben kann, einen dritten, vierten, vielleicht fünften Weg?

Ich bin sehr viel am Nachdenken über Theater, generell, und so langsam kommt die Kreativität zurück. Das fällt mir auch im Gespräch mit anderen Theaterleitern auf: Viele haben diese Mischung erlebt zwischen unglaublicher Lethargie und einem wahnsinnigen Aktionismus. Diese Pendelausschläge werden nun langsam kleiner, der Kopf wird freier. Und dieser sagt: Ok. Offensichtlich wird es länger dauern. Wenn erst in einem Jahr der Impfstoff da ist, dann werden wir noch ein Jahr lang mit massiven Einschränkungen leben müssen. Sonst kommt die zweite Welle, die Gefahr ist ja

nicht gebannt. Das heisst: Wir müssen uns neue Formen überlegen, wenn wir nicht aussterben wollen. Gerade wenn man am gemeinschaftlichen Moment festhalten will – und das will ich unbedingt – dann braucht es andere Mittel. Man bespielt zum Beispiel eine Hausfassade, alle Fenster werden zur Bühne, das Publikum sitzt oder steht in sicherem Abstand auf der Strasse und kann über eine App mithören... Hinausgehen aus den Häusern, das ist ein grosses Thema, Schauspiel ist ja flexibel. Spielen wir in der Arena hinter dem Haus, Blick auf den Stadtpark? Oder reaktivieren wir unseren Theatercontainer in der Innenstadt?

Das sind in St.Gallen bereits erprobte Dinge ...

Ja, und solche kleineren Formate sind ein Ausweg oder ein vorsichtiger Rückweg. Eins zu eins Bespielungen eher nicht, schliesslich sind wir jetzt lange genug allein gewesen. Oder man macht ein Programm, das eine Viertelstunde dauert, für jeweils zehn Leute, und man spielt es mehrere Male pro Abend. Aber bei all dem muss man immer auch die Angst vor vollen Räumen bedenken, die die Leute vielleicht weiterhin haben. Selbst wenn wir jetzt das grosse Haus nochmal öffnen dürften, zweifle ich, ob es auch voll würde.

Es gibt beide Prognosen. Entweder: Die Leute hungern nach Theater und kommen in Scharen. Oder: Kein Mensch kommt ...

Den Hunger kann man stillen, indem man draussen spielt, wo man sich nicht so nahe kommen muss. Die Viruslast nimmt dort viel schneller ab. Aber hier im grossen Haus mit der alten Lüftung ist Theater im Moment kaum vorstellbar. Mein Wunsch und mein Denken dreht sich um Live-Erlebnisse, die auch mit physischer Distanz möglich sind und wo sich Menschen wieder in Echt begegnen können.

Draussen spielen: Das kann man im Sommer. Aber im Herbst und im Winter muss das Theater in die Räume zurückkehren. In Deutschland gehen die Emotionen hoch, was die Frage betrifft:

Kann man spielen? und wenn ja: wie?

Der Intendant des Münchner Volkstheaters, Christian Stückl, war einer, der möglichst rasch sein Theater wieder öffnen wollte. Bereits ab Mitte Juni solle geprobt werden, am 24. Juli wolle er starten mit durchwegs «corona-tauglichen» Stücken. Heisst: Aus dem Zuschauerraum wird jede zweite Reihe entfernt, in den anderen nur jeder vierte Sitz besetzt. Auch auf der Bühne werden die Abstandsregeln eingehalten. Die Aufführungen sollen höchstens eine Stunde dauern, Pause gibt es nicht, dafür wird mehrmals hintereinander gespielt. Das Ergebnis werde möglicherweise künstlerisch fragwürdig sein, aber immerhin «eine Idee von Normalität» auf die Bühne zurückbringen. Das gleiche

Ziel hat in Konstanz der scheidende Intendant Christoph Nix: Er plant auf dem Münsterplatz wie alle Jahre ein Freilichtspiel, das Stück stammt von ihm selber: *Hermann der Krumme* oder *Die Erde ist rund*. Nix verspricht, die Hygienevorschriften einzuhalten. Die Stadt Konstanz hat provisorisch Ja gesagt.

Noch schwieriger als im Sprechtheater dürfte die Lage allerdings im Musiktheater sein. In einem deutschen Papier zum Coronaschutz wird aufgezählt, wie das aussehen könnte: Pro Person 20 Quadratmeter Proberaum, Sänger halten sechs Meter Abstand, Bläser zwölf, die Alternative lautet: «Trennung durch Schutzscheiben, Schutzmaske, Mund-Nasen-Bedeckung, Visiere».

Jonas Knecht, erwartet uns ein solches Horrorszenerario auch in St.Gallen? Man könnte ja immerhin sagen: Masken gehören seit jeher zum Theater.

Das stimmt. Aber mit Mundschutz Emotionen ausdrücken? Wenn man nur noch die Augen sieht? Gewiss kann man passende Formen finden für das Maskenspiel, mit Texteinpielungen, grossen Gesten, mit Spielweisen, die sich an die Commedia dell'arte anlehnen. Aber ich glaube nicht, dass die Menschen sich permanent Stücke ansehen wollen, in denen Corona das Thema ist beziehungsweise die Form der Darstellung durch die Schutzmassnahmen bestimmt werden. Das nervt doch. Einmal ein Stück kann man machen, durchaus. Ich habe in der Leitungsrunde auch schon aus Spass gesagt: Müssten wir nicht im Herbst ganz viele lustige Stücke spielen, die sprühen vor Lebensfreude? Statt Problemstücke, die sagen: schlimm, schlimm, schlimm... – Es versteht sich von selbst, dass wir auf das, was gerade passiert, im Theater eingehen werden.

Das ist wieder die Frage: Was muss, was soll das Theater spielen in der nächsten Spielzeit?

Eine grosse Frage, die uns sehr fordert. Längerfristig. Ein Thema für mich wären die Länder, die Grenzen, die plötzlich wieder so wichtig werden; die Diskussion über Staatsformen, die Gefährdung der Demokratie. Wie verhält es sich mit der Solidarität in einer Gemeinschaft, wenn es brenzlich wird? Wie gehen Staaten mit solchen Krisen um? Wenn man etwa nach Ungarn oder auch in andere Länder schaut, dann sieht man: Da laufen sehr gefährliche Prozesse. Plötzlich wird per Dekret regiert. Plötzlich darf komplett überwacht werden. Plötzlich gefährdet der Narzissmus eines Politikers ein ganzes Land. Über die Frage des Zusammenlebens im Theater nachzudenken könnte deshalb extrem wichtig sein. Bestimmt werden wir uns auf eine längerfristige Auseinandersetzung mit dieser Pandemie und ihren Folgen auf dem Theater einstellen müssen. Dafür Stücke und Formate zu entwickeln, die etwas zu sagen haben, braucht

viel Zeit und Abstand – das lässt sich nicht aus dem Ärmel schütteln.

Im Moment leben die Menschen so: auf Abstand. Drum nochmal die Frage: Wenn nur jeder vierte Platz besetzt werden darf, wenn Hygieneregeln weiter gelten, macht es dann überhaupt Sinn, zu spielen?

Wir wissen es nicht. Wir sind auf Gedeih und Verderb auf das Live-Moment angewiesen. Das macht Theater aus. Wenn wir mit Maske und Sichtschutz spielen müssen, dann schreit das nach Lesarten und Stücken, die dazu passen. Und zwangsläufig ist man so bei Themen wie Ansteckung, Epidemie, Zombies, Polizeistaat und so weiter. Niemand weiss, was richtig und falsch ist und wie das Publikum sich verhalten wird. Vielleicht müssen wir uns daran gewöhnen, die Schutzmassnahmen zu akzeptieren.

Fussball wird wieder gespielt, und Zweikämpfe im Strafraum seien mindestens so körperlich wie ein Kuss auf der Bühne, sagen Kritiker. Warum sollen für das Theater andere Massstäbe gelten?

Eine gute Frage! Es gibt auch bei uns im Theater unterschiedliche Positionen. Die einen sind extrem vorsichtig, die anderen gehen eher locker mit der Gefährdung um. Wir werden niemanden zwingen können, «normal» zu spielen, solange die Abstandsregeln gelten. Beim Fussball geht es halt um wahnsinnig viel Geld. Aber letztlich ist es auch dort das gemeinschaftliche Erlebnis, das zählt und das fehlt.

Geistertheater vor leeren Rängen?

Möglich, aber wozu? Als Schauspieler auf der Bühne bin ich genauso angewiesen auf das Publikum, wie das Publikum auf mich. Leere oder volle Reihen machen einen grossen Unterschied. Wir sind wieder bei der Schicksalsgemeinschaft, bei der Begegnung von Menschen.

Werden solche Fragen gemeinsam diskutiert unter den Schweizer Theaterhäusern?

Wenig. Ich bin mit dem Theater Bern relativ eng im Kontakt, auch mit Basel, aber das sind mehr persönliche Kontakte. Der Schweizerische Bühnenverband erarbeitet gerade ein Schutzkonzept für den Proben- und Spielbetrieb und drängt auch beim Bundesrat auf eine klare Ansage.

In einem der vielen Statements zu Kultur und Corona war zu lesen: «Theater ist ein Ort der Furchtlosigkeit.» Wäre das Theater St.Gallen nicht auch der Ort, wo man furchtlos hinstehen und Widerstand leisten müsste?

Widerstand – wogegen? Gegen das Virus? Ich verstehe die Frage, aber ich halte nichts von Widerstand gegen einen Bundesrat, der den Job bisher relativ gut gemacht hat. Es müsste vielmehr ein Widerstand sein gegen das gedankenlose Wiederhochfahren dieser Welt. Ein Widerstand dagegen, dass Fliegen immer noch so unsäglich billig ist und vermutlich auch bleiben wird. Dass man immer noch alles Denkbare zu jeder Zeit haben kann und haben will. Das wäre sicher eine Chance für das

Theater: einen Aufruf zu lancieren gegen die Gedankenlosigkeit nach Corona. Kaum ist die Welt wieder offen, wollen alle doppelt so viel reisen, doppelt so viel konsumieren, das Verpasste kompensieren: Vor einer solchen Entwicklung hätte ich schon Angst. Wir retten die Fluggesellschaften, aber die Chance, dies an Auflagen für Ökologie und nachhaltiges Handeln zu knüpfen, hat man verpasst. Pessimisten würden sagen: Der Mensch lernt nichts.

Im vorhin zitierten Text steht am Schluss: Theater sei «das genaue Gegenteil von Corona».

Das ist ein schöner Satz. Wir sind sehr gefordert, auch langfristig Lösungen zu finden. Ich selber habe schon immer auch andere Formen des Theaters ausprobiert. Da kommt die Lust jetzt wieder, da wird die Kreativität angekurbelt, und dies auch unabhängig von Corona: Wir stehen ja vor zwei mobilen Spielzeiten, während das Theater renoviert wird. Was Corona betrifft, haben wir die Lösung noch nicht, weil noch keine Vorgaben da sind. Aber man kann bestimmt schöne Dinge machen. Und das Ensemble, die Musiker, Regisseurinnen: Alle wollen unbedingt arbeiten. Die Corona-Pause fängt an, viel produktive Energie zu generieren.

Theatermacher könnten ja auch auf die Barrikaden gehen und sagen: Lasst uns endlich spielen! Von einem «faktischen Berufsverbot» reden manche Kritiker der bundesrätlichen Massnahmen.

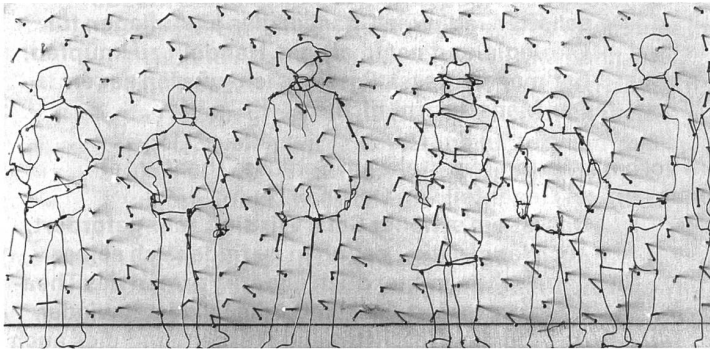
Da kommt mir die Galle hoch, wenn ein Trump seine eigenen Bundesstaaten aufruft, Widerstand zu leisten gegen die Schutzmassnahmen. Es hat sich niemand das Virus ausgedacht. Die Schutzmassnahmen haben ihren Sinn. Hochfahren, als wäre nichts gewesen, wäre dumm. Die Coronakrise wird Folgen haben. Und das soll jetzt nicht depressiv klingen. Das Virus eröffnet eine grosse Chance, nochmal ganz anders über unsere Lebensform und auch über Theaterformen nachzudenken. Und vielleicht auch den festgefahrenen Stadttheaterbetrieb etwas aufzuweichen.

Österreich lässt ab 29. Mai Veranstaltungen drinnen und draussen mit bis zu 100 Personen wieder zu, ab 1. Juli mit bis 250 Personen, vorausgesetzt, der Mindestabstand von einem Meter von Person zu Person wird eingehalten. Auch Proben sollen wieder möglich sein. Das Theaterland geht voraus ...

Das hat hoffentlich Signalwirkung auf die Entscheide des Bundesrats. Ich würde mich natürlich riesig freuen, wenn wir bald wieder proben und vor allem spielen könnten! Ideen sind mittlerweile viele da, unsere abgewürgte Spielzeit zusammen mit dem Publikum zu Ende zu bringen. Unser ganzes Haus steht in den Startlöchern.

Der «happy somebody» der Kunst

Looking at art: Der St.Galler Künstler Larry Peters wird zum Achtzigsten mit einem Buch und einer Ausstellung gefeiert.
Von Richard Butz



Larry Peters: *Seven Samurai*, 2018

«Meine Geburt, 1940 in Battersea, war begleitet von einem Konzert explodierender Bomben und einer Lichtschau von Scheinwerfern, die über den schwarzen Himmel Londons fegten.» So beginnt das Leben des Künstlers und Schriftstellers Larry Peters. Anfänglich kein einfaches: Als Teenager putzt er Billardtische in Soho. An der Chelsea School of Art und dem Royal College of Art erhält er seine Ausbildung in einer Zeit, in der London förmlich explodiert. Im «Swinging London» der 1960er-Jahre begegnet er zahlreichen Künstlern und Künstlerinnen, unter ihnen Pop-Art-Shootingstars, die später Weltruhm erlangen werden, und er kommt in Kontakt mit Pop- und Rockmusikern.

In einem kleinen Atelier in Wimbledon entstehen erste geometrisch abstrakte Bilder. Mit 30 kommt Larry Peters mit seiner Schweizer Frau und zwei kleinen Töchtern in die Schweiz und wird Lehrbeauftragter an der St.Galler Schule für Gestaltung. Er malt, stellt bisher über 50 Mal aus, zeichnet, schreibt und mischt sich ins Kulturleben ein. Jetzt lebt er, weiterhin wach künstlerisch und schriftstellerisch tätig, als Hobbygärtner, Tischtennispieler und Teetrinker in Bruggen, oder wie er sagt: im «Wild West» von St.Gallen.

Theatralische Szenen

Im Buch *Looking at art* gibt er Einblick in beide Seiten seines Schaffens, die Kunst und das Wort. Im Laufe seines Schaffens wurden seine bildnerischen Kompositionen zum Hintergrund eines neuen Elements, nämlich der menschlichen Figur als Galeriebesucher. «Dieser Schritt», so Peters, «erlaubt mir, die Beziehung zwischen dem bildnerischen und dem realen Raum zu erforschen.» Dabei wird der virtuelle (abgebildete) Betrachter der Kunst von einem realen Betrachter im Ausstellungsraum beobachtet. Aus Fotos entwickelt er 2D-Zeichnungen und daraus wieder 3D-Drahtfiguren. So entsteht «eine theatralische Szene, sozusagen eine Theateraufführung ohne Worte. Man spürt den Geist und die Geister von René Magritte und Caspar David Friedrich auf dieser meiner Bühne».

84 Seiten Abbildungen belegen im Buch diese vielfältige Auseinandersetzung. Die Kunsthistorikerin Corinne Schatz stellt in ihrem Buchbeitrag fest, dass es bei all diesen Werken weniger um Theorie als um das konkrete Seherlebnis gehe. Peters «Untersuchungsmodelle» seien ein Erlebnisangebot, das eigene Sehen und Verhalten zu beobachten und zu hinterfragen. Übertragen in der Ausstel-

lungssituation in lebensgrosse Dimensionen, sieht sich das Publikum plötzlich Seite an Seite mit filigranen Drahtfiguren, die vor einer bemalten oder mit Texten beschrifteten Wand stehen.

Für Corinne Schatz verbinden sich die perspektivischen Entdeckungen der Renaissance und die Verschmelzung mit dem Motiv in der Romantik (Stichwort: Caspar David Friedrich). Beigefügt sind konzeptionelle Ansätze von Magritte bis in die Gegenwart, Elemente aus der Wahrnehmungspsychologie und der Rezeptionsästhetik, alles abgeschmeckt mit einer Prise britischen, gelegentlich auch maliziösen Humors.

Unsinn macht Spass

Humor leitet über zum anderen Teil seines Schaffens, dem Zerteilen der Wörter, um sie anders zusammenzufügen oder sie aneinanderzureihen, um ihren Sinn zu ändern oder neu zu definieren oder um mit Worten zu spielen. Ein Beispiel:

I'd rather be
a happy nobody
than
a miserable somebody
but
I'd rather be
a happy somebody
than
a miserable nobody

Mehrere weitere Beispiele im Buch zeugen von seinem Flair für Wörter, Buchstaben, Slogans, Gedichte, von seinen Reflexionen darüber und seinem Wunsch, das Geheimnis oder das Surreale hinter dem Alltäglichen zu entdecken. Hinzu kommen Ausführungen zum Thema Kunstbetrachtung und Rückblicke auf Ereignisse aus seinem Leben, alle zweisprachig oder im Sprachmix.

In seinem Essay zum «Schrift Steller» Larry Peters schreibt Fred Kurer: «Dass sich Unsinn oder in sich Widersprüchliches einstellt in den Texten, ist kein Schade, vielmehr Gewinn. Ist oft Genuss. Macht Spass.» Corinne Schatz sieht das Buch als «eine brisante und höchst vergnügliche wie lehrreiche Rezeptur, die garantiert für Überraschungen und Erkenntnisse sorgt».

Larry Peters – Looking at art. Hrsg. von Larry Peters und Margrith Rekade, VGS St.Gallen 2020, Fr. 38.–. Erscheint am 11. Juni
Ausstellung: 12. Juni bis 5. Juli, Architektur Forum St.Gallen
Vernissage: 11. Juni, 18.30 Uhr. Reading and Talking: 21. Juni, 14 Uhr

Sie malen weiter

Farbtöne, Konzepte, Materie – mitunter scheint sogar noch der Geruch von Öl und Terpentin durch den Ausstellungssaal zu wehen. Das Kunstmuseum Thurgau zeigt anhand von 14 Künstlerinnen, wie reich und lebendig die Malerei ist.
Von Kristin Schmidt



Rachel Lumsden: *Sound of Pleiades*, 2018

Sie war nie tot, sie lag nie auch nur darnieder, ihr konnten weder der Buchdruck noch die Fotografie noch die Macht des Digitalen etwas anhaben. Im Gegenteil. Die Malerei ist vital wie eh und je. Das zeigen grosse Museumsausstellungen, das zeigen renommierte Preise, die an Malerinnen und Maler vergeben werden, und das zeigt auch deren Präsenz an den Kunst-Grossanlässen wie der Documenta und den weltweiten Biennalen.

Vielleicht ist die Malerei sogar derzeit besonders attraktiv, hat sie doch den virtuellen Welten einiges entgegensetzen. Was, das lässt sich in der aktuellen Ausstellung «Pinsel, Pixel und Pailletten – Neue Malerei» im Kunstmuseum Thurgau sehen. Die Alliteration im ersten Teil des Titels wirkt zwar bemüht unterhaltsam und entspricht kaum dem ernstzunehmenden Charakter der Ausstellung, aber wenn es zu Aufmerksamkeit verhilft, dann soll dieses Mittel recht sein. Sie bietet nichts weniger als einen breiten Überblick an Konzepten, Techniken, Materialien und Formaten. Obgleich der Fokus auf der Region liegt, ist es gelungen, eine ausgewogene Vielfalt an malerischen Ansätzen zu versammeln.

Makeup und Alchemie

Die Schau startet mit der figurativen Kunst von Heike Müller (*1970 in Winterthur). Sie interessiert sich für den Bilderrundfundus vorangegangener Generationen, der das kollektive Gedächtnis noch immer prägt. Alte Postkarten und Foto-

grafien übersetzt sie in Malerei. Dabei konfrontiert sie die nostalgische Anmutung der Motive und Farben mit Konturen und Konturen, die heutigen Bildbearbeitungsprogrammen zu entstammen scheinen. In einer zweiten Serie porträtiert sie Männer und lenkt den Fokus aber nicht auf die Persönlichkeit, sondern auf die erotische Ausstrahlung. Damit dreht sie den Spieß von Meister und Muse um.

Auch Daniela Siebrecht (*1968 in St.Gallen) widmet sich dem Bildnis und findet Wege der Transformation. Sie lässt das Antlitz eines Jugendlichen hinter einer riesigen Kaugummiblase verschwinden. Das erinnert an die aufgelösten Gesichter bei Francis Bacon, bezieht sich aber auch auf die gefilterten Selbstdarstellungen heute. Da wird bearbeitet, verwandelt, geschönt – aber was ist Schönheit überhaupt?

Karin Schwarzbek (*1969 in Egnach) findet einen treffenden Ausdruck: Sie trägt Flüssigmakeups auf die Leinwand auf. High Performance Lifting Foundation oder Perfect Teint Foundation – allein die Namen der Kosmetika erzählen von Versprechungen, Bemühungen und Sehnsüchten. Damit vollzieht die Ausstellung den Schwenk ins Konzeptuelle wie bei Lisa Schiess (*1947 in Kreuzlingen), die für ihre Bilder aus 8 × 8 Einzelkacheln eine variable Anordnung vorsieht.

Andere Kunstschaffende repräsentieren dagegen die Lust an der Farbe, an Lichtstimmungen und Oberflächen. Sie untersuchen die Grenzen zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit oder wagen einen alchemistischen Zugang. Letzterer findet sich bei Günther Wizemann (*1953 in Graz). Den schwarzglänzenden Kunstharzoberflächen seiner Werke antwortet das Wendepaillettenbild von Olga Titus (*1977 in Glarus). Zugleich stellt sich hier die Frage: Wie weit geht Malerei?

Frauen dominieren im Thurgau

Einen besonderen Platz in der Ausstellung haben Rachel Lumsden (*1968 in Newcastle upon Tyne) und Almira Medaric (*1992 in Doboj). Ein grossformatiges Gemälde der einen hängt an der Stirnwand des Ausstellungsraumes und zeigt, wie intensiv und symbiotisch Farbe, Materialität und Inhalt zusammenwirken können. Die andere wird an der Aussenwand des Museums eine neue Arbeit realisieren und damit die architektonische Substanz neu interpretieren.

Solche Vielfalt und so viele Künstlerinnen. Und noch einmal dominieren die Frauen im Haus: Im Juni eröffnet die Ausstellung «Frauen erobern die Kunst» als ein Teil der Schau «Thurgauer Köpfe» in insgesamt sechs Thurgauer Institutionen. Manche der Vorgestellten waren fast vergessen, andere nicht als Künstlerinnen bekannt, sondern manchmal auch dafür, als Junge verkleidet die Weltmeere befahren zu haben. Hier sind noch einige Entdeckungen möglich.

«Pinsel, Pixel und Pailletten – Neue Malerei»: bis 20. September, Kunstmuseum Thurgau
2. Juli, 19 Uhr: «Künstlerin werden – ein Lebensmodell im Wandel», Podiumsdiskussion mit Ute Klein, Almira Medaric, Lisa Schiess, Moderation: Markus Landert
Eine digitale Kunstwerkstatt zur Ausstellung gibt es auf kunstmuseum.tg.ch/de/vermittlung/kunstwerkstatt.html/10833

Flecken auf der Blumenpracht

Nach Kriegsende im Mai 1945 wurden einstige KZ-Häftlinge zur Erholung auf der Bodenseeeinsel Mainau untergebracht. Daran wollte die Mainau-Grafenfamilie lange nicht erinnern. Ein Blick zurück, 75 Jahre nach Kriegsende. Von Urs Oskar Keller

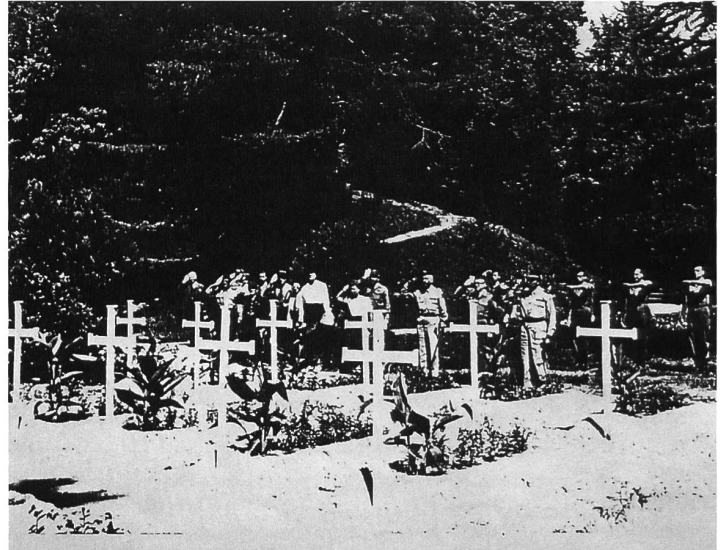


Der französische General Jean de Lattre de Tassigny 1945 mit befreiten Häftlingen auf der deutschen Insel Mainau. (Foto/PD: Archiv Maréchal Lattre de Tassigny)

«Im Park trifft man fast überall auf Männer mit rasiertem Schädel, fremdartigem Blick, ihre Kleider flattern um ihre schrecklich abgemagerten Glieder. Sie irren umher auf der Suche nach ich weiss nicht was, zweifellos auf der Suche nach sich selbst», zitiert der Konstanzer Historiker Arnulf Moser aus dem Bericht des Reporters J.-M. Darracq vom 5. Juni 1945, abgedruckt in der französischen Zeitung «Libres». Nachzulesen sind die Zeilen in Arnulf Mosers zum Jubiläum des Kriegsendes neuaufgelegtem und erweitertem Buch *Die andere Mainau 1945 – Paradies für befreite KZ-Häftlinge*.

Die Geschichte: Am 29. April 1945 erreichten amerikanische Truppen das deutsche Konzentrationslager Dachau. Sie fanden dort ausser den Überlebenden einen Todeszug aus Buchenwald, in den Güterzügen lagen Hunderte sterbende und tote Häftlinge. Tausende von französischen Häftlingen aus dem KZ Dachau bei München mussten nach der Befreiung die von den Amerikanern verhängte Typhus-Quarantäne abwarten.

Die gesundheitlich am schwersten Betroffenen kamen auf Anweisung des Generals Jean de Lattre de Tassigny auf die Insel Mainau, die im Mai 1945 von den Franzosen beschlagnahmt wurde und für sie eine besondere Bedeutung hatte. «Als Krankenstation für befreite KZ-Häftlinge war sie ein Versuch, nationalsozialistisches Unrecht zu bewältigen. Zugleich war sie ein politisches Aushängeschild, das wichtigen Besuchern der Besatzungszone vorgeführt wurde», schreibt Moser in seinem Buch, das sich auf Berichte ehemaliger Häftlinge sowie auf Quellen aus den Archiven der französischen Armee und des Aussenministeriums in Paris stützt.



Der später aufgehobene Friedhof auf der deutschen Insel Mainau, auf dem 33 frühere KZ-Häftlinge begraben waren. (Foto/PD: Archiv Maréchal Lattre de Tassigny)

300 Betten für schwerkranke Häftlinge auf der Mainau

Die Ausgangssituation bei der Befreiung von Dachau hatte nach einem Bericht des Militärarztes C. Gonnet in der Zeitschrift «La Presse Médicale» vom 19. Januar 1946 so ausgesehen: Es waren 4258 gesunde und 1532 kranke Franzosen vor der Heimreise nach Frankreich zu betreuen. Die französische Armee hatte für sie organisiert: 300 Betten für schwerkranke unterernährte Häftlinge auf der Mainau, 2000 Plätze nach Ausweisung der Bewohner für eher Gesunde auf der Insel Reichenau, wo sie sich erholen bzw. die Quarantänezeit abwarten sollten, und 1000 Betten im Krankenhaus Reichenau für Häftlinge mit ansteckenden Krankheiten. Gemeint ist die leerstehende ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Reichenau auf dem Festland, wo zuletzt eine NS-Eliteschule bestanden hatte (heutiges Zentrum für Psychiatrie Reichenau).

Der Besitzer der Insel, Graf Lennart Bernadotte, verbrachte die Kriegszeit in Schweden. 1943 hatte er seine Insel für monatlich 5000 Reichsmark an die Organisation Todt, die bautechnische Abteilung im deutschen Rüstungsministerium, verpachtet. Im Sommer 1945 starben 33 der ehemaligen KZ-Häftlinge auf der Mainau. Auf der Südostseite der 45 Hektar grossen Insel wurde damals ein Friedhof angelegt. Als Bernadotte 1946 aus Schweden zurückkam, verlangte er die Verlegung der Gräber auf den französischen Teil des Konstanzer Hauptfriedhofs. Die Stätte und die Erinnerungen an die NS-Vergangenheit waren ihm offenbar unangenehm. So wurden die Toten im Frühjahr 1946 umgebettet, zusammen



Das Denkmal auf der Mainau. (Bild: uok)

mit 90 Buchs- und Taxusbäumen, für die Bernadotte Schadenersatz von der Stadt Konstanz verlangte.

«Man hat uns kühl abblitzen lassen»

All das zusammenzutragen war nicht einfach. «Als ich Anfang der 1990er-Jahre an dem Mainau-Buch gearbeitet habe, hat mir das Staatsarchiv in Freiburg die Einsicht in manche Akten verwehrt, weil sie angeblich zu viele private Dinge über Graf Bernadotte enthalten. Heute sind die Akten zugänglich», erzählt der heute 77-jährige Autor Arnulf Moser. Als das Buch 1995 erschien, schlugen er und Brigitte Weyl, damalige Geschäftsführerin der UVK-Verlagsgesellschaft Konstanz, der Grafenfamilie Bernadotte vor, auf der Insel eine Gedenktafel anzubringen. «Man hat uns kühl abblitzen lassen», erinnert sich der Historiker.

Ähnlich erging es Claus-Dieter Hirt, dem Präsidenten der Deutsch-Französischen Vereinigung in Konstanz. In seinem und Daniela Freys Buch *Französische Spuren in Konstanz. Ein Streifzug durch die Jahrhunderte*, das 2011 vorgestellt wurde, schwieg sich die offizielle Mainau über diese Jahre aus. «Keinerlei Spuren sollten offensichtlich an die dunklen Kapitel der Blumeninsel im Bodensee erinnern», resümierten Frey und Hirt.

Die zwei Gesichter der Insel

Ein Offener Brief verstärkte anschliessend den Druck auf die Mainau. Doch erst als auch überregionale Zeitungen wie

die «FAZ» oder der Zürcher «Tages-Anzeiger» kritisch darüber berichteten, war klar, dass die Grafenfamilie reagieren musste, um einen massiven Imageverlust zu verhindern.

Sie setzte eine Historikerkommission ein, der Experten der regionalen Zeitgeschichte (Lothar Burchardt, Tobias Engelsing und Jürgen Klöckler) angehörten. Auf ihren Rat hin wurde tatsächlich ein Denkmal für die verstorbenen Häftlinge geschaffen und am 18. November 2012 eingeweiht, an der Stelle, wo sich 1945 der provisorische Friedhof befunden hatte. Das Denkmal besteht aus drei grauen Granitstelen aus der Bretagne mit einem Spruch des Dichters Antoine de Saint-Exupéry: «Mensch sein heisst verantwortlich sein». Dazu gehört eine Informationstafel mit den Namen der Verstorbenen, deren Lebensdaten ermittelt werden konnten.

Autor Moser verweist aber auch darauf, dass eine Blumeninsel in kürzester Zeit in ein Notspital umgewandelt werden konnte, dem «Hunderte von schwerkranken Opfern des NS-Regimes ihr Überleben verdanken». Dieses Gesicht wiederum haben die Franzosen gerne den internationalen Delegationen vorgeführt, die aus amerikanischen Generälen, Ministern und Gemeinderäten aus Paris, dem Sultan von Marokko bestanden, und die stets dasselbe Programm geboten bekamen: Militärparade in Konstanz, grosses Essen im Insel-Hotel und Besuch bei den Häftlingen auf der Mainau. Der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee, Henri Guisan, soll ihnen sogar Stumpfen und Schokolade mitgebracht haben.

«Eine Zeit, die ich am liebsten vergessen möchte»

Die schwierigste Aufgabe für die Kommission war die Untersuchung der Einstellung von Bernadotte zum Nationalsozialismus. Sie konnte dabei auf Dokumente zurückgreifen, die vorher nicht zugänglich waren: die Tagebücher des Grafen, Unterlagen aus dem schwedischen Reichsarchiv in Stockholm und dem Archiv des französischen Aussenministeriums in Paris. Vorgestellt hat das Gremium sein Gutachten im Februar 2014 und im Herbst 2014 in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees veröffentlicht. Fazit: Es entlastet Bernadotte vom Vorwurf der Nähe zum Nationalsozialismus.

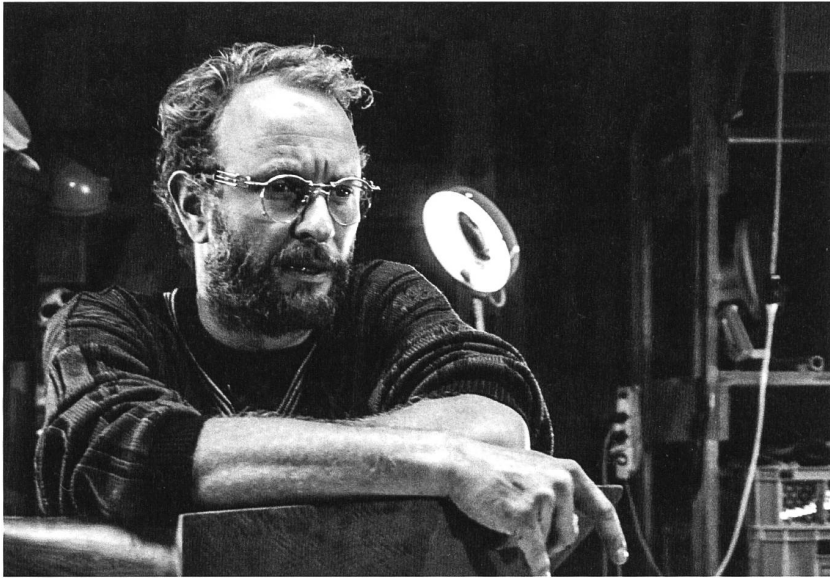
Als das Buch 1995 erstmals erschien, sprach der deutsche Historiker Fabio Crivellari in der Konstanzer Lokalzeitung «Südkurier» auch das Thema einer Gedenktafel für die verstorbenen KZ-Häftlinge aus Dachau an. «Die Anregung war zu diesem Zeitpunkt völlig unreal», befand Moser, denn genau ein Jahr später habe Bernadotte in seinen Memoiren massiv die französischen Besatzer kritisiert, von denen er sein Eiland verwüstet und geplündert sah. Bernadotte: «Eine Zeit, die ich am liebsten vergessen möchte».

Der Konstanzer Schriftsteller Peter Salomon sagte bereits 2011: «Das Pflegen der Erinnerungskultur ist nicht nur eine Säule unserer Demokratie, sondern wird heute auch in der Gesellschaft als ehrenhaft geachtet. Die Betreiber der Mainau tragen ja keine Verantwortung für die Geschehnisse in der Vergangenheit – aber doch dafür, wie mit diesen heute umgegangen wird.» Und Moser meint: «Die Mainau hat inzwischen ihre Hausaufgaben gemacht.» Die Neuauflage seines Buches liefert auch die Kurzbiografien der Toten, die bisher nur mit Namen und Sterbedatum publiziert waren. «Jetzt hat man auch die Haftgründe, die ganze Bandbreite von politischer Repression in Frankreich, und die verschiedenen Haftstationen, die diese Franzosen in Frankreich und Deutschland durchgemacht haben.»

Arnulf Moser: *Die andere Mainau 1945 – Paradies für befreite KZ-Häftlinge*, Hartung-Gorre Verlag Konstanz 2020, 19,80 Euro

Der Schlüssel zur Kunst

Im August startet der Studiengang Bildende Kunst an der Schule für Gestaltung St.Gallen in die fünfte Runde. Zum zehnjährigen Bestehen der Weiterbildung gibt es Neuerungen: mehr Werkausstellungen und ein gemeinsames Atelier. Von Sandra Cubranovic



Thomas Stüssi (Bild: pd)

Die gestalterische Weiterbildung ist mit der Fachrichtung Bildende Kunst die einzige Möglichkeit in der Ostschweiz, sich zur Künstlerin oder zum Künstler ausbilden zu lassen. Mit dem Start 2010 hat sich für viele ein Herzenswunsch erfüllt. Vor allem die lokale Kunstszene forderte die Realisation einer Kunstausbildung in St.Gallen. Bildung für die Kunst müsse her, weil Kunst wichtig ist, weil sie die Gesellschaft herausfordert. Sie ist ein Mittel zur subversiven Kommunikation. Sie lässt Bewegung entstehen, statt Stillstand zu dulden. Und das Kommunizieren, das Wie, will gelernt sein.

Mut zum Unbekannten

«Vielleicht macht man auch Sachen, die man im ersten Moment nicht so gut findet.» Thomas Stüssi, Bildender Künstler und seit 2017 Leiter des Studiengangs, spricht aus Erfahrung. Neuem gegenüber aufgeschlossen zu sein und sich zu überwinden, gehört zum künstlerischen Prozess. Entgegen den Erwartungen sind es oftmals genau die schwierigsten Anstrengungen, die die eigene Arbeit bereichern und die Weiterentwicklung forcieren. Der 41-jährige Teufner hat in Berlin an der Kunsthochschule Weissensee studiert. «Ideal sind Bewerberinnen und Bewerber, die schon eine eigene künstlerische Praxis entwickelt haben, aber

eine Weiterentwicklung anstreben und eine Erweiterung ihrer Arbeitsweise zulassen wollen.»

Zu den Neuerungen des Lehrgangs gehört die Aufstockung der Anzahl Werkschauen. Sechs Ausstellungen statt bisher zwei werden in gemeinsamer Planung von den Studierenden organisiert und realisiert. Diese stellen alle vor ganz spezifische Herausforderungen. Thomas Stüssi kennt die Schwierigkeiten gut: «Viele haben Hemmungen, auch nur eigene Bekannte einzuladen. Wenn man das einige Male gemacht hat, sich überwindet, dann wird man sicherer und lernt, dass das Ausstellen und Sich-Zeigen zum Künstlerberuf dazugehört.»

Im Studium wird neben praxisorientierten Modulen auch Theorie gelehrt. «Ich persönlich glaube nicht, dass es Kunst ganz ohne Theorie gibt. Aber ich kenne den Prozess der theoretischen Aneignung, der teilweise blutleer, schwer erträglich und nahezu unverständlich daherkommt. Aber um etwas Starkes zu schaffen, braucht es beides.» Theorie könne Orientierung und Halt bieten, sagt Stüssi, es finde sich für jedwede Kunst irgendwo eine Referenz. Tatsächlich etwas selbst erfunden zu haben, komme eigentlich sehr selten vor.

Für seine architektonisch-physikalisch inspirierte Kunst betreibt Thomas Stüssi im Vorfeld Recherchearbeit und

nutzt wissenschaftstheoretische Abhandlungen oder physikalische Theorien zur Ausübung der Praxis. Andere würden völlig aus dem Bauch heraus arbeiten. Beide Arbeitsweisen sind individuelle Entscheidungen und Wege, es gibt kein Richtig oder Falsch, sagt er.

Ja zur Region

Ob es der Wunsch nach individueller Weiterentwicklung oder der nach einem Quereinstieg ist: Gründe, in St.Gallen Kunst zu studieren, gibt es viele. Die höhere Fachschule bietet eine duale Kulturbildung, gegründet auf Beruf und Studium. Kathrin Lettner, die Leiterin der Weiterbildungsgänge an der Schule für Gestaltung, sieht die Existenzberechtigung der Ausbildung wie folgt: «Bildende Kunst braucht es immer und besonders in Zeiten wie diesen, wo Kreativität eine der grossen Chancen für gesellschaftliche Veränderung sein sollte. St.Gallen war und ist ein spezieller Ort, es gibt eine lebendige Kunstszene, deswegen ist eine Kunstausbildung – nicht auf universitärem, sondern auf dem Niveau einer Höheren Fachschule – genau richtig hier.»

Mit der neuen Option, jährlich in die Kunstklasse einsteigen zu können, wurde eine zeitgemässere Lösung geschaffen. Die Leute wollen nicht mehr warten, bis der nächste Lehrgang startet. Und zur Vernetzung trägt bei, dass die Zahl von Unterrichtenden aus der Region vergrössert wurde: Künstlerinnen und Künstler wie Gilgi Guggenheim, Alex Hanimann, Anita Zimmermann, Nora Rekade, Andrea Vogel oder Michael Bodenmann sind als Dozierende dabei.

Sechs Semester dauert der Lehrgang, unterrichtet wird berufsbegleitend freitags und samstags sowie in Blockwochen. Die Ausschreibung läuft, nun steht dem Gang ins Kollektivatelier im Schulhaus Bild nichts mehr im Weg. Die Studierenden haben in der Werkstatt die Freiheit, eigenständig zu schaffen, Werkzeuge und Maschinen zu nutzen, und sie können die Arbeiten auch stehen lassen. Der Schlüssel zum Atelier garantiert jederzeit Zutritt – die Inspiration kennt schliesslich keine Uhrzeit.

gbssg.ch/gestaltung/schule-fuer-gestaltung/hf-bildende-kunst.html

Dann machen wirs halt auf eigene Faust!

Wenn statt den Frauen die Männer den Frauenstreik in den Medien dokumentieren. Oder warum wir unbequem bleiben müssen. Von Corinne Riedener



Bild: Tine Edel

Wie geil das war vor einem Jahr: Über 5000 Leute sind in St.Gallen auf die Strasse gegangen, landesweit über eine halbe Million! Die St.Galler Marktgasse war schon um zehn Uhr morgens pumpenvoll, das Zelt in der Mitte platzte aus allen Nähten, überall Transpis, violette Schals, Risottopfannen, Strassentheater, lautstarke Ansagen und kämpferische Laune. Nach monatelanger Vorarbeit und unzähligen ehrenamtlichen Stunden konnte er endlich beginnen, der zweite Frauenstreik in der Geschichte der Schweiz. Heute, ein Jahr später, wäre eine solche Aktion undenkbar. Leider. Die Forderungen aber bleiben dieselben: Stopp Gewalt, Sexismus und Diskriminierung! Mehr Cash für Care (gerade auch in der Coronakrise zeigt sich, wie bitternötig diese Diskussion ist)! Gleiche Arbeit, gleicher Lohn! Eine Gesellschaft, in der das Geschlecht keine Rolle mehr spielt!

Punkt 15:24 Uhr sollte die grosse St.Galler Demo starten. Die kleine Verspätung haben wir freimütig aus unserer Erinnerung gestrichen, schliesslich war die Uhrzeit von den Organisatorinnen bewusst so gewählt: An einem normalen Lohnarbeitstag bis 17 Uhr arbeiten Frauen nämlich aufgrund des Lohnunterschieds zu Männern ab 15:24 Uhr gratis. «Ich will mehr bekommen,

als man mir anfangs versprochen hat. Ich will nicht zum Schweigen gebracht werden», schrie Schauspielerin Diana Dengler ins Megafon. «Wir Frauen waren immer schon das Geschlecht der Ausdauer, des Mutes und des Widerstands – uns blieb gar nie etwas anderes übrig. Der Feminismus ist eine Revolution. Es geht nicht um die kleinen Dinge, es geht darum, alles umzustürzen.» Der Applaus war ohrenbetäubend. Kein Wunder, so eine grosse, bunte und diverse Demo hatte St.Gallen seit Jahren nicht mehr gesehen. «Ufe mit de Frauelöhn, abe mit de Boni – «Alerta! Alerta! Antisexista!»

Schöne Erinnerungen. Auch bitter-süss, weil sich sooo viel seither ja nicht geändert hat. Trotzdem: Viele junge Frauen und Männer und alle dazwischen, die den ersten Frauenstreiktag 1991 nicht miterlebt haben, können hoffentlich noch lange von diesem historischen 14. Juni 2019 zehren, der in allen grossen und kleinen Städten der Schweiz für ordentlich Furore gesorgt hat – und die feministischen Kämpfe weiterführen.

Dabei helfen könnte das Buch *Wir – Fotografinnen am Frauen*streik*, das jetzt, ein Jahr danach im Verlag Christoph Merian erscheint. Auf Anregung der Berner Fotografin Yoshiko

Mehr zum Frauenstreik auf saiten.ch und im Juniheft 2019 von Saiten.

Kusano haben 32 Fotografinnen aus der ganzen Schweiz ihre Bilder vom Frauenstreiktag auf eine gemeinsame Plattform geladen, um sie den Medien zugänglich zu machen. St.Gallen war mit Tine Edel vertreten. Ziel war es, den Widerstand, die Kraft und Entschlossenheit in allen Landesteilen einzufangen. Alle waren sich einig, dass dieser Tag in den Medien umfassend dokumentiert werden muss – und zwar von Frauen.

Sie sprachen sich darum im Vorfeld des Streiks mit den grossen Medien ab und informierten alle, dass ihre Streikbilder über die Bildagentur Freshfocus erhältlich sein werden. Es kam – wir müssen es leider so sagen – wie erwartet: Trotz der Abmachung, den Bildern der Streikfotografinnen den Vorzug zu geben, hantierten viele Medien mit Fotos ihrer Stammlieferanten. Die Berichterstattung erfolgte also wiederum vor allem aus der Sicht der Männer. Viele Bilder der Streikfotografinnen blieben unveröffentlicht. Nur konsequent also, dass sie ihre Sicht auf den Streiktag jetzt allen zugänglich machen – zu ihren eigenen Bedingungen und ergänzt mit Texten von weiteren selbstbestimmten Frauen.

Yoshiko Kusano, Francesca Palazzi, Caroline Minjolle (Hg.): *Wir – Fotografinnen am Frauenstreik*, Christoph Merian Verlag, Juni 2020, 140 Seiten, Fr. 34.–

«Low Noon» im Rietli



Die Bahnstation Rietli (Bild: Markus Wicki)

Rietli an 12:12, Halt auf Verlangen – Rietli ab 12:26. Dazwischen liegen, Ein- und Ausstieg abgezogen, zwölf kurze oder lange, jedenfalls entscheidende Minuten. Minuten, in denen die unscheinbare Bahnstation kurz vor dem Stoss, an der Strecke Altstätten-Gais im Juni zwölf Mal ihr blaues Wunder erleben wird. Der Initiant Patrick Kessler, Kontrabassist und unermüdlicher musikalischer Anreger, wohnt nicht weit vom Tatort, von seinem Atelier fällt der Blick auf den kleinen Bahnhof.

Sein Projekt skizziert er so: «Ein Fahrgast steigt aus. Der wartende Kontrabassist, Patrick Kessler, lädt zum Duell vor Ort. Begegnung auf Augenhöhe, mittags um zwölf. Als aussteigende Fahrgäste werden Musikerinnen und Musiker aus dem Umfeld des Chuchchepati Orchestra eingeladen. Um 12:26 kommt der Zug aus der Gegenrichtung zurück. Der Sound verknüpft. Einsteigen – abfahren.»

Duo-Konstellationen unterschiedlichster Art und mit diversen Instrumenten (Drums, Posaune, Kontrabass, Stimme und andere) sind zu erwarten. Eingeladen hat Kessler unter anderem Mario Hänni, Norbert Möslang, Dieb 13, Martina Berther, Camille Emaile, Barry Guy, Hans Koch, Saadet Türköz und Julian Sartorius. Das Ganze nennt sich «Low Noon», angelehnt an das legendäre Bahnhofduell im Western

High Noon von Fred Zinnemann aus dem Jahr 1952. Die filmische Parallele sieht Kessler im gemeinsamen Schauspielplatz, einer verlassenen Bahnstation im Irgendwo, und im spannungsgeladenen Warten. Das Ergebnis allerdings soll friedlich sein: zwölf zwölfminütige Improvisationen, aus dem Moment und aus der Notwendigkeit der zeitlichen Verdichtung entstanden.

Kessler lässt die zwölf Konzerte aufnehmen, der Fotograf Martin Benz dokumentiert sie zusätzlich mit seiner Lochkamera. Das Ergebnis soll ein Vinyl-Album sein. Zudem werden die Konzerte auf der Website des Chuchchepati Orchestra laufend dokumentiert. Ob allerdings Publikum live dabei sein kann, hängt von den dannzumal geltenden Corona-Vorschriften ab. (Su.)

chuchchepati.ch

Selbsterkenntnis ist nicht delegierbar

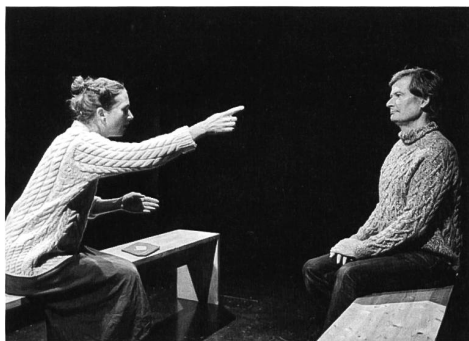
Die Situation ist im Wortsinn esoterisch: ein Abend Mitte Mai, Privatvorstellung für den Journalisten im kleinen Theater 111 in St.Gallens Osten, 40 Plätze rundherum bleiben frei. Eigentlich hätte Anfang Mai hier vor Publikum gespielt werden sollen, aber Corona verhinderte die Aufführungen. Regisseur Pierre Massaux setzt aber darauf, dass sein Stück im Herbst wieder auf die Bühnen kommt. Denn der Stoff sei mit der Viruskrise nur umso drängender geworden. Der Titel deutet es an: *La lumière surgit des ténèbres*. Das Licht überwindet die Dunkelheit: Es geht um das Denken und die Person von Rudolf Steiner, dem Begründer der Antroposophie, und um einen seiner Weggefährten, den Theologen Friedrich Rittelmeyer.

Der Theaterraum ist dunkel, langsam wird es heller, zwei Bänke, Klaviermusik, ein Mann tritt auf, stolpert, setzt sich, dann die Frau. Der Mann (Felix Ebner) wird kein Wort sagen. Er ist die Projektionsfigur für die Sprecherin (Nathalie Hubler), wechselweise verkörpert er und spricht sie beide Personen, vielleicht ist er auch ein Dritter, Zuhörer und Mitdenker entlang der geistigen Welt, die Rittelmeyer im Dialog mit Steiner entwirft.

Grundlage des Stücks ist die Schrift *Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner*, 1928 drei Jahre nach Steiners Tod publiziert. Rittelmeyer, zuerst skeptisch bis ablehnend der Theosophie gegenüber, zeichnet darin nach, wie er mehr und mehr in den Bann des charismatischen Steiners und des «völlig Neuen» seiner Lehre gerät. Von der Bewunderung Rittelmeyers ist auch Massaux' Fassung nicht ganz frei. In der Beschränkung auf die eine Quelle blendet das Stück kontroverse Seiten in Steiners Schriften aus, etwa Rassen- oder Geschlechter-Stereotypen, die in den letzten Jahrzehnten vermehrt kritisiert, teils auch widerlegt wurden.

In ungefährer Chronologie werden die Auseinandersetzung Steiners mit dem Ersten Weltkrieg nachgezeichnet, die Anfänge der Antroposophie, der erste Bau des Goetheanums, die Begründung der biodynamischen Landwirtschaft, Steiners gewaltige Vortragstätigkeit in den letzten Lebensjahren und sein Tod.

Rittelmeyer fasziniert das «Lebendige» in Steiners Ansichten gegenüber dem «toten Wissen» rundherum,



Nathalie Hubler und Felix Ebnetzer (Bild: André Brugger)

er bewundert sein Denken, das er mit «flüssigem Gold» vergleicht, grenzt sich aber auch von den blinden Anhängern ab und betont die Unverzichtbarkeit eigenständigen Denkens. Selbsterkenntnis ist nicht delegierbar: Das macht Steiners Lehre anspruchsvoll – es macht aber auch den Theaterabend anforderungsreich. Nathalie Hubler verzichtet auf alle illustrierende Theatralik, stellt sich in den Dienst des Worts, mit kargen Gesten und Positionswechseln deutet sie das Ringen Rittelmeyers um Verständnis an.

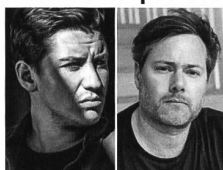
Das Stück vermittelt vielfältige, notgedrungen fragmentarische Einblicke in das gewaltige Denkgebäude, das Steiner «zwischen Erde und Kosmos» aufgespannt hat. Dass das funktioniert, haben die bisherigen Aufführungen gezeigt: Sie fanden nicht nur in Räumen der Christengemeinschaft und im Theater 111 statt, sondern auch auf Demeter-Bauernhöfen. Wenn dort dann, wie es letzten August der Fall war, am gleichen Abend eine Kuh kalbert, dann kommen sich, wie von Steiner erhofft, geistige und physische Welt so nahe wie sonst selten. (Su.)



Einmal ist plötzlich ein anderer Lehrer da. Oder es geht plötzlich eine Tür im Keller auf, die in ein verwünschtes Land führt, wo es Monster gibt. Oder plötzlich ... Was passiert, wenn etwas «Plötzlich andersch» ist? Das wollte das Diogenes Theater Altstätten wissen und schrieb unter diesem Thema letzten Herbst seinen Kinder-Schreibwettbewerb aus. 388 Geschichten und 191 Zeichnungen trafen ein bis Januar 2020, ein grosses Lesefest sollte, neben der Buchpublikation die Krönung im April sein – und dann war plötzlich alles anders. Wegen Corona. Aber gelesen wurde trotzdem. 45 Kinder kamen, eins nach dem andern, auf das «digitale Sofa» im Theater, Schauspieler MATTHIAS FLÜCKIGER moderierte wie immer, und jetzt ist das Ergebnis in zwei mehrstündigen Videos auf Youtube zu sehen und zu hören, alle Infos auf diogenes-theater.ch. Wer reinschaut, merkt: Gute Texte bleiben gute Texte, das ist trotz Corona nicht «andersch» geworden.

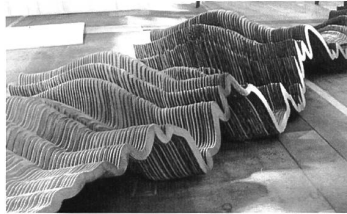


Auch Kulturpreise kann das Virus nicht aus der Welt schaffen – höchstens deren öffentliche Präsentation. Die St.Gallische Kulturstiftung wollte ihre Preise am 15. Mai vergeben. Stattdessen hat sie ihre Wahl an diesem Datum wenigstens bekanntgegeben: Einen Anerkennungspreis erhalten die Lyrikerin MONIKA SCHNYDER sowie der Verein RÖLLELIBUTZEN aus Altstätten. Der Förderpreis geht an den Fotografen JIRI MAKOVEC. Über Makovec kann man hier mehr lesen: saiten.ch/1525-mal-die-welt/. Und Schnyders letzten Lyrikband hat Saiten hier besprochen: saiten.ch/schoener-als-salomonis-seide/. Für ordentliche Würdigungen bleibt noch Zeit: Eine öffentliche Feier ist, zusammen mit der Vergabe des noch geheimen Kulturpreises der Stiftung, am 11. November in St.Gallen geplant.



Vermutlich hat der Appenzeller Sänger MARIUS BEAR ja recht: «It's now or never» singt er und zeigt auf seinem jüngsten, Mitte Mai releastem Video-Teaser lauter fröhliche sportliche Menschen. Und zwar korrekt mit Abstandsregel – die beim Boarden und Biken auch einigermaßen schadlos einzuhalten ist. Teaser No.1 steckte noch in der Isolation; jetzt gehe es um die «schrittweise Öffnung der Welt», sagt der Bär. Dass diese Öffnung kein harmloses Freizeitvergnügen bleiben darf, dafür setzt sich mit der ihm eigenen politischen Vehemenz der St.Galler Theatermacher MILO RAU ein. Immer donnerstags im Zweiwochen-Rhythmus diskutiert Rau mit Kultur- und Umwelt-Aktivistinnen online im Rahmen der von ihm propagierten «School of Resistance». «Wir müssen diese Krise wirklich denken und in eine neue, demokratische Art, Kunst zu machen, übersetzen», sagt Rau.

Monatstipps der Magazine aus dem Aargau, Basel, Bern, Liechtenstein, Luzern, Olten, Winterthur und Zug



Programmzeitung
Kultur im Basen Basel

Bild: Andrea Wolfensberger,
Stehende Welle, Foto: Thea Altherr

Töne sehen im Baselbiet

Im idyllisch gelegenen Kloster Schönthal, wo sich schöne Landschaft, mittelalterliche Architektur und zeitgenössische Kunst zu einem einmaligen Ensemble verbinden, zeigt Andrea Wolfensberger ihre neuesten Arbeiten zur Frage: Woraus besteht Klang? Mit Grafit oder Wellkarton, Bienenwachs oder Hartgips macht die Zürcher Künstlerin Töne und Tonfolgen sichtbar und schafft so synästhetische Objekte, in denen sich die eigentlich unsichtbaren Tonfolgen materialisieren.

Andrea Wolfensberger – Waves, folds and sounds:
bis 8. November, Kloster Schönthal, schoenthal.ch

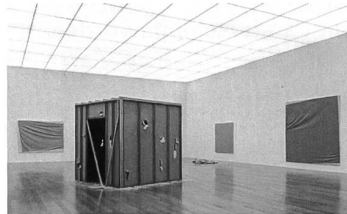


BKA
BERNER KULTURAGENDA

Farbexplosion in Bern

Sie war eine Pionierin des abstrakten Expressionismus und erfand sich immer wieder neu: Im Zentrum Paul Klee ist mit «Lee Krasner. Living Colour» die erste Retrospektive der 1984 verstorbenen amerikanischen Künstlerin in der Schweiz zu sehen. Lee Krasner, die zeitweilig im Schatten ihres Mannes Jackson Pollock stand, legte sich nie auf einen Stil fest. In Bern ist ein Querschnitt durch ihr Werk zu sehen: von kubistischen Akten über Collagen bis zu grossformatigen gestischen Gemälden.

Lee Krasner: Living Colour, bis 16. August, Zentrum Paul Klee, Bern, zpk.org



KUL

Kunstkosmos im Städtle

Seit dem 15. Mai ist das Kunstmuseum Liechtenstein in Vaduz wieder geöffnet. Somit kann auch die Ausstellung der Hilti Art Foundation, «Epidermis – Conditio humana – Kosmos» wieder besucht werden. Die Ausstellung «Steven Parrino. Nihilism Is Love» wird verlängert, parallel dazu wird die Sammlungspräsentation «Bruno Kaufmann. Bildfläche und Bildstruktur» über den Sommer zu sehen sein.

Epidermis – Conditio humana – Kosmos: bis 11. Oktober,
Steven Parrino – Nihilism Is Love: bis 16. August
Bruno Kaufmann – Bildfläche und Bildstruktur: bis 13. September,
Kunstmuseum Liechtenstein, kunstmuseum.li



041
www.null41.ch

Luzern in Bildern

Die Museen sind wieder offen, das kulturelle Geschehen nimmt Fahrt auf. Später als geplant präsentiert das Historische Museum Luzern nun seine Sonderausstellung «Luzern. Fotografiert: 1840 bis 1975». Die Bildersammlung gewährt Einblick in ein Jahrhundert Luzerner Geschichte und zeigt Szenen vom pulsierenden Stadtleben bis in die abgeschiedenen Gegenden der Landschaft.

Luzern. Fotografiert: 1840 bis 1975, bis 27. September, Historisches Museum Luzern: 18. Juni, 18.30 Uhr: Podium Fotografie: unbeachtete Kunst oder erhaltenswertes Kulturgut?, historischesmuseum.lu.ch



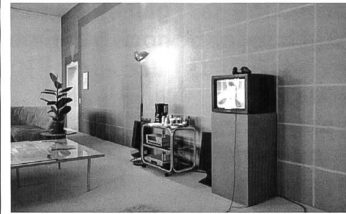
AUSGEHEN

Masterclass in Olten

Bild: Jude Law by Marco Grob

Der international bekannte Oltnrer Fotograf Marco Grob führt ein Bootcamp durch. Neben Theorie in Licht, Strategie und Planung wird aktiv an Sets fotografiert, wo er seine Vorgehensweise erklärt. Als Motive dienen eine Reihe von sehr überraschenden und teilweise international bekannten Protagonisten. Die Arbeiten werden von Howard Bernstein (Agent, NYC) und Jonathan Woods (Head of Video, TIME) beurteilt.

Masterclass Bootcamp: The Editorial Portrait
10. bis 13. Juni, Olten, Anmeldeschluss: 8. Juni, ipfocampus.com



Coucou

Gegenwartsflucht in Winterthur

In der Vergangenheit schwelgen: Die aktuelle Jahresausstellung der Kunsthalle erforscht die 1980er-Jahre. Unter dem Motto «Ein kollektiver Rückfall in die gute alte Zeit» präsentieren vier Kunstschaffende ihre Werke. Die Auftakt-Ausstellung von Bendicht Fivian über Jugendunruhen und Demonstrationen wird noch bis Mitte Juli zu sehen sein. Parallel dazu gibt es im Seitenlichtsaal ein gemütliches Wohnzimmer im Stil der 80er zu erkunden.

Die Zukunft war schöner
bis 12. Juli, Kunsthalle Winterthur, kunsthallewinterthur.ch

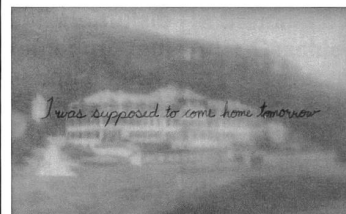


ZUGKultur

Krah, krah in Baar

Sie sind intelligent, aber was fast noch wichtiger ist: Sie haben Persönlichkeit. Krähen sind so was wie die Menschenaffen unter den Vögeln. Die Künstlerin Lea Achermann hat nach Charakterköpfen unter ihnen Ausschau gehalten, und ist dabei fündig geworden. Ihr Werk ist eine Ahnengalerie voller sympathischer zerzauster entfernter Verwandter.

Lea Achermann – Krähen
bis 5. Juli, Galerie Billing Bild, Baar, billingbild.ch



AAKU
Aargauer Kulturmagazin

Aarau und sein Sanatorium

Die palästinensische Künstlerin Lama Altkruri beschäftigt sich mit «safe bubbles»: Orte wie Restaurants oder Hotelzimmer, die sich durch eine professionelle Gastfreundschaft kennzeichnen. Dabei interessiert sie sich insbesondere für die Ambivalenz zwischen Beklemmung und Behaglichkeit. Im Zentrum ihrer Ausstellung «Whole chunks of time are casually lost somewhere» steht ein früheres Tuberkulose-Sanatorium.

Lama Altkruri – Whole chunks of time are casually lost somewhere
13. bis 21. Juni, Forum Schlossplatz Aarau, forumschlossplatz.ch/

Mit Saiten zusammen bilden diese eigenständigen Kulturmagazine den «Kulturpool». Mit ihren Regionen bestens vertraut, betreiben die Magazine engagierte Kulturberichterstattung und erreichen gemeinsam 745'066 Leserinnen und Leser. Dank seinem grossen Netzwerk ist der «Kulturpool» die ideale Werbepattform, wenn es über die Ostschweiz hinausgeht. kulturpool.org